

Also zwölf Jahre schon war diese Frau todt, und meine Tante nahm seitdem ihre Stelle ein.

„Was bedeutet denn das Wappen in der Ecke jedes Bildes?“ fragte ich, um das Stillschweigen zu brechen.

„Alle Priorinnen gehörten den hervorragendsten Adelsgeschlechtern des Landes an,“ erwiderte die ehrwürdige Mutter mit so bedeutsamer Betonung, daß ich bei mir dachte, sie sei doch noch nicht allen Eitelkeiten der Welt abgestorben.

Wir verließen den Bildersaal, und ich zog mich in mein Zimmer zurück, um an meinen theuren Vater zu schreiben, da ich ihm versprochen hatte, so oft als möglich von mir Nachricht zu geben.

Nicht ohne ein banges Gefühl erwartete ich die Nacht; aber ich schloß, den Weisungen der Oberin gehorchend, pünktlich das Fenster. Als die Klosterglocke die erste Stunde ankündigte, begab ich mich zu Bette; sah aber vorher noch in den Garten, der in friedlicher Schönheit in leuchtendem Mondenschimmer, wie die Nacht vorher, dalag. Nichts regte und rührte sich. Ich konnte lange nicht einschlafen; es ließ sich aber nicht das Geringste vernehmen, und erst die Morgensterne, deren helle Strahlen auf dem glänzenden Glase der Fenster blitzten, weckte mich wieder aus meinem gesunden Schlafe.

II.

Tag um Tag vergieng in gleichmäßiger Thätigkeit. Ich las, schrieb, stickte und hielt mich dabei, wenn es schön war, fast den ganzen Tag im Garten auf. Die Tante schien mich ganz nach meinem Ermessen gewähren zu lassen und suchte mich nicht allzu oft auf, desto häufiger plauderte ich mit der Novize Hedwig und mit der Laien-Schwester Christine; mit den übrigen Nonnen verkehrte ich nur selten.

Als ich in das Kloster gekommen war, hatte ich mir den Kopf zerbrochen, was die Nonnen mit ihrer Zeit wohl anfangen, da sie sich weder der Krankenpflege noch der Erziehung der Jugend widmeten. Sie

waren aber trotzdem emsig wie die Bienen, obgleich mir ihre Thätigkeit im Ganzen nicht allzu nützlich erschien. Sie stifteten in wahrhaft bewunderungswürdiger Weise zahllose Messgewänder, einige der Nonnen verstanden es, die Initialen in Gebetbüchern und Brevieren zu colorieren, andere wieder beschäftigten sich mit der Pflege des Gartens, mit der Hauswirthschaft &c. Wie mir Schwester Christine anvertraute, arbeiteten die ehrwürdige Mutter und zwei der Nonnen an einer Klosterchronik.

Den frommen Frauen nahmen nur die endlosen Andachtsübungen sehr viel Zeit weg.

Von meinem Vater erhielt ich am zehnten Tage meines Aufenthaltes im Kloster zwei dicke Briefe, die natürlich verschieden datiert waren. Der erste mußte irgend wo liegen geblieben sein, und der zweite war auch schon einige Tage alt. Neben eingehenden Berichten über seine Erlebnisse, über die Märsche und über einige kleine Vorposten-Gefechte, welche stattgefunden hatten, brachten mir die Briefe doch die tröstliche Beruhigung, daß mein Vater sich ganz wohl und munter befand, und für diesen Trost dankte ich dem Himmel in inbrünstigem Gebete. Ich war ganz außer mir vor Freude über die lieben, lieben Blätter, die eine mir so theure Hand geschrieben hatte. Der ehrwürdigen Mutter las ich die Briefe sofort vor, und sie hörte mit obwohl ruhiger, so doch aufmerksamer Theilnahme zu. Nur die lieben Worte, die mein Vater ganz speciell seinem Kinde sagte, konnte ich mich nicht überwinden, dieser Frau, welche kein Band des Blutes mehr anerkannte, vorzulesen. Der Bericht über den Krieg schien sie auch zumeist zu interessieren. Schwester Christine und Hedwig jedoch nahmen innigen Antheil an meinen frohen Botschaften. Wie sehr die armen Nonnen sich aber sehnten, etwas Neues zu hören, merkte ich am folgenden Tage; eine um die andere kam, und bat mich, ihr von den Nachrichten, die ich erhalten hatte, zu erzählen. Ich that es natürlich bereitwilligt.

Für mich waren die Briefe meines Vaters aber

ein großer Schatz, den ich so sorgsam bergen wollte, als möglich. Er sollte in dem hübschen Secretär ein Fach ganz allein angewiesen bekommen.

Ich hatte von diesem Schreib-Secretäre in meinem Zimmer schon in ausgedehntester Weise Besitz ergriffen. Den untern Theil, der durch zwei Flügelthüren geschlossen war, bildete ein Schränkchen, in dem ich die größere Hälfte meiner Bücher aufbewahrt hatte. Drei der kleinen Schubfächer des oberen Theiles hatte ich schon mit meinen Papieren, Briefen, Stammbüchern und kleinen Andenken gefüllt, ein Schubfach auf der linken Seite des Cäcilienbildes hatte ich noch nicht geöffnet. Ich hatte nämlich schon den ganzen Secretär, Fach für Fach, inspiciert und hatte alles leer gefunden, aber dieses eine Fach hatte ich nicht sofort öffnen können; da ich es momentan nicht benötigte, so strengte ich mich auch nicht weiter an. In dieses Fach nun wollte ich die Briefe meines Vaters legen. Ich drehte den kleinen Schlüssel, der im Schlosse des widerspenstigen Schubfaches steckte; er sperrte ganz gut auf, und ich konnte durch eine schmale Spalte sehen, daß das Schloß zurückgesprungen war, und doch ließ sich das Fach nicht aufziehen; es war, als stemmte sich etwas an die Rückwand und an die Decke des Faches. Ich holte mir ein Messer, schob es durch die Spalte, und richtig stieß das Messer auf einen kleinen, runden Gegenstand; da mein Messer nicht stark genug war, diesen hindernden Gegenstand zu beseitigen, so zog ich denn mit aller Gewalt das Fach auf, mochte biegen oder brechen, was da wollte. Und allerdings zerbrach etwas mit lautem Krachen, nämlich die hölzerne Kugel eines Rosenkranzes, welcher allein im Fache lag und von dem eine Perle vielleicht beim eiligen Zuschieben zwischen die Rückwand des Secretärs und das Schubfach gerathen war. Ich zog den Schubkasten vollständig heraus, da die Schnur des Rosenkranzes zerissen war und einige Perlen in dem Fache umherrollten. Ich langte mit der Hand hinein und fand sie auch an der linken Ecke der Rückwand liegen. Zugleich stieß mein tastender Finger auf einen Gegenstand, der sich wie

der runde Kopf eines Nagels anfühlte. Ich leuchtete in das Fach. Richtig, links an der Rückwand befand sich ein kleiner, glänzender Stahlknopf, und unter diesem zeigte sich in dem Holze eine nur einige Millimeter breite und ungefähr einen Decimeter lange Spalte. War das zwecklos? Ich versuchte, den Knopf zu bewegen; er rührte sich nicht, ich drückte ihn — vergebens. Endlich versuchte ich, ihn in der Spalte herunter zu schieben, da gab er, wenn auch mit großer Anstrengung, nach und bewegte sich schwerfällig und ruckweise bis zu dem Endpunkte der Spalte. Hier wich er auch dem Drucke meines Fingers, und ein fast unmerklich schnarrendes Geräusch ließ sich hören, aber mit dem Fache gieng nicht die geringste Veränderung vor, wie ich sicher erwartet hatte. Weder der Boden sank ein, noch verschob sich die Rückwand, und ich hatte mich schon so sehr gefreut, ein verborgenes Fach entdeckt zu haben. Das Geheimnisvolle hat für jeden Menschen einen besonderen Reiz, und, wie ich glaube, für ein neunzehnjähriges Mädchen einen doppelten. Ich trat etwas enttäuscht zurück, um den herausgenommenen Kasten wieder in das Fach zu schieben, — da starrte ich plötzlich mit entsetzten Augen auf die Nische des Secretärs, auf die Stelle, wo sich sonst das Bild der heiligen Cäcilia befand. Dieses war verschwunden! Anstatt des lieblichen Gesichtes der Schutzpatronin der Musik sah ich die schwarzpolirten Flügel eines kleinen Schreines, welcher in der Mitte einen bronzenen Drachenkopf trug, der wahrscheinlich das Schloß bildete. Ich trat näher und sah nun auch, wohin das Bild verschwunden war.

Der Knopf im Schubfache bildete wahrscheinlich den Motor einer Art Riegel; dadurch, daß ich den Knopf nach unten bewegte, hatte sich der Riegel geöffnet, und das Bild war in einen Zwischenraum der unteren Doppelwand des Secretärs gesunken. Den Spalt bedeckte oben der untere Rand des Bildes. Nun versuchte ich, den Drachenkopf zur Seite zu schieben, wie ich es bei einem alten Verirrschlosse an einer Cassette meines Vaters gesehen hatte, und diesmal traf ich

Der Knopf im Schubfache bildete wahrscheinlich den Motor einer Art Kiegel; dadurch, daß ich den Knopf nach unten bewegte, hatte sich der Kiegel geöffnet, und das Bild war in einen Zwischenraum der unteren Doppelwand des Secretärs gesunken. Den Spalt bedeckte oben der untere Rand des Bildes. Nun versuchte ich, den Drachenkopf zur Seite zu schieben, wie ich es bei einem alten Bezirkschloße an einer Cassette meines Vaters gesehen hatte, und diesmal traf ich glücklich das Richtige. Die beiden Thürchen sprangen auf, und ich stand vor einem geöffneten verborgenen Fache! Es enthielt keine Kostbarkeiten und keine Reichthümer, aber ich gieng doch vorher zu der Thür meines Zimmers und drehte den Schlüssel im Schlosse um. Es war zwar nicht wahrscheinlich, daß mich um diese Stunde jemand stören würde, aber ich wünschte, jeder Ueberraschung vorzubeugen. Ich kehrte zu meinem geheimnißvollen Secretär zurück und besah nun die wenigen Gegenstände, welche in dem verborgenen Schreine lagen. Mir fiel zuerst ein Buch in die Augen, welches in verschossenen, violetten Sammet gebunden war; die Ecken zierten silberne arabeskenartige Beschläge. Ich schlug das Buch auf. Die erste Seite trug nur die Worte: „Mein Tagebuch.“ Die folgenden Seiten waren eng beschrieben in kleiner zierlicher Frauenschrift, nur wenige der letzten Seiten waren leer. Ich blätterte in dem Buche mit höchstem Interesse, hie und da eine Stelle lesend.

Da fiel mein Blick auf den Namen „Julian von Téséki-Nagyfágos“, einen Namen den ich kannte, den ich als Kind oft genannt und oft hatte nennen gehört: Onkel Julian, was hast Du in diesen Blättern zu thun?!

O, jetzt mußte ich das Buch lesen, es war kein Unrecht, die Schreiberin dieser Zeilen war gewiß todt, längst todt! Wie wäre sonst das Buch noch hier gewesen. Und enthielt es Bekenntnisse, Geheimnisse, ich wollte sie gewiß in Ehren halten. —

Der Schrein barg außer dem Buche nur einige trockene Blumensträußchen zierlich auf Papier geheftet, auf einem der Blättchen sah ein einzelnes Beilchen gar

rührend aus, ich mußte mich wundern, daß es sich erhalten hatte und noch kenntlich war. Das Blatt trug das Datum des 26. Februar 1847. Mittwoch. Also wahrscheinlich ein erstes Beilichen! Armes Blümchen, wie mochtest Du einst mit Deinem süßen Athem Lenzeswonne und Lenzensglück in das Herz derjenigen gehaucht haben, deren Lippen Dich vielleicht berührten!

Und nun! Du bist nur ein Schatten mehr, und sie? . . . Voll Wehmuth legte ich den todten Frühlingsboten zur Seite; in dem Fache lag noch ein dünnes Päckchen, das ein rothes Seidenband zusammenhielt, es waren Briefe und einige Gedichte; die kräftigen schön geschwungenen Züge deuteten auf eine Männerhand. Ferner fand ich, sorgfältig in feines Papier geschlagen, eine unvollendete Stickerei. Auf einem Stück hellblauen Atlas war mit Goldfäden eine Byra gestickt, um dieselbe wanden sich ein Lorbeerkranz und eine Guirlande von Rosen; an dieser war aber erst alles Laub gestickt, die Rosen fehlten noch; man sah nur ihre Contour in verschwommenen Umrissen auf dem Stoffe. Die Stickerei war mit großer Kunstfertigkeit ausgeführt und schien zu einer Notenmappe oder dergleichen bestimmt gewesen zu sein. —

Ich räumte alles wieder in den Schrein, bis auf das Tagebuch. Ich dachte nicht daran, dasselbe sofort der Priorin zu zeigen, ich wollte es erst lesen. Ich bemühte mich, alles möglichst so wieder hinzustellen und zu legen, wie ich es gefunden hatte, und dann versuchte ich, den Mechanismus wieder spielen zu lassen. Es gelang. Das Bild der heiligen Cäcilia stieg, wie ich den Metallknopf langsam emporbrückte, mählig aus der Tiefe, mit demselben schwachen Geräusche wie vorhin, und wenige Augenblicke später sahen mich die lieben Augen der Heiligen und alles Uebrige, das ganze alte Möbelstück wieder so unverändert an, als gäb's gar keine verborgenen Fächer, versinkende Bilder und dergleichen auf der Welt, und ich hätte meinen können, nur geträumt zu haben, wenn nicht das lilafarbene Buch vor mir gelegen hätte. Ich schlug das Tagebuch

wieder auf, und nun sah ich in der Ecke ganz kleinen Namen: Leontine Cäcilie v. Arangi.

Das Tagebuch begann: 5. Mai 1844 (Sonntag.)

„Tage sind dahin gegangen, ehe ich damit beginne, das Versprechen, das ich meinem theuren Vater gegeben habe, zu erfüllen; das Versprechen nämlich, alles, was mich bewegt, was mich erhebt oder bedrückt, erfreut oder beängstigt, diesen Blättern anzuvertrauen, dem letzten Geschenke meines Vaters, ehe ich in das Kloster eintrat. Ich bin so glücklich, daß ich Dich habe, Du liebes Buch, und in Dir wohl geborgen alle die stillen Gedanken meines Innern werde niederlegen können. —

So bin ich also im Kloster und trage die weiße Novizenhaube und werde bald eine Nonne sein; aus freier Wahl und Neigung, aus Liebe zu dem Berufe, wie meine Eltern und Geschwister und alle, alle glauben. Du lieber Gott! Ich wäre wohl kaum hierher gekommen, hätte es nicht Deinetwegen sein müssen, Du meine theure Schwester, meine Clarissa! Du, mein süßer Liebling, hättest ja nicht glücklich sein können, wenn ich nicht meine Freiheit geopfert hätte.

Doch nein, es ist kein Opfer. Mir gefällt es ja hier im Kloster, man ist gut gegen mich, und es ist so still und ruhig, wie bei uns zu Hause, es wäre alles gut, wenn ich nur meine Eltern und Clarissa öfter sehen könnte. Aber es ist hübsch zu denken, daß mein Schwesterchen jetzt so glücklich ist, durch mich! Wie wird ihre helle Stimme jubeln, wie wird ihr liebes Auge leuchten an der Seite des geliebten Mannes, auf den sie so stolz ist, gilt er doch für den stattlichsten Rittmeister des ganzen Regimentes. Wie haben die Beiden die Köpfe hängen lassen, als es sich herausstellte, daß die Mitgift meiner Schwester nicht hinreichte, die Heirats-Caution, welche jeder Officier erlegen muß, zu decken. Als mir da der gute Gedanke kam, ich könne ja in ein Kloster gehen, das keine übermäßige Ausstattungsumme verlange, und könne den Rest des auf mich entfallenden Erbtheiles der Schwester geben, da dachte ich freilich eine zeitlang, ich sei für das Kloster geschaffen, besonders als ich mein Vorhaben so

rasch als möglich kund gab und ausführte, und nun zwei Paar dunkle Augen vor Glück und Wonne strahlen sah. — Es ist doch ein eigenthümliches Gefühl um die Liebe des Weibes zu dem Manne. Ich glaube, zu anderer Zeit hätte mein Entschluß, in's Kloster zu gehen, meine Clarissa, die mich wirklich sehr lieb hat, bittere Thränen gekostet, jetzt sieht sie darin das einzige Mittel, ihren Geliebten zu besitzen, und lächelt! — Ich sage das nicht mit Bitterkeit, nur mit Verwunderung. Mir ist eine solche Liebe zu einem Manne ein vollständiges Räthsel, und sogar ein etwas unheimliches Räthsel in der unbeschränkten Macht, die sie über das Menschenherz ausübt. Ich würde aber wahrscheinlich niemals die Liebe kennen gelernt haben, wenn ich auch in der Welt geblieben wäre. Ich denke, man muß zu dieser Liebe auch ganz besonders geschaffen sein. Doch nun bin ich im Kloster und darf an so etwas nicht denken, übrigens ist ja kein Unrecht bei dem, was ich gesagt habe, die ehrwürdige Mutter Polyxena würde gewiß nicht schelten, sie ist ja so gut und nachsichtig, daß ich nur staune, wie viel Erleichterungen und Begünstigungen sie ihren Nonnen gewährt. Sie erlaubte sogar, daß mein Vater den lieben alten Secretär der Großmutter in meine Zelle stellen ließ, es ist doch ein Stück aus der Heimat! Die ernste, schöne Schwester Sybilla erinnerte zwar ehrerbietigst, daß diese Erlaubnis mit den Klostersvorschriften nicht übereinstimme, aber die ehrwürdige Mutter sagte in ihrer köstlich gemüthlichen Weise: „Ach was, der alte Kasten wird die Frömmigkeit unserer jungen Schwester Cäcilia nicht stören.“ Ich wurde zu Hause zwar „Leontya“ genannt, aber Schwester Sybilla hatte gemeint, mein zweiter Name „Cäcilia“ passe für das Kloster besser. Mir ist es auch recht, ist es doch der Name meiner theuren Mutter. Welchen Namen ich als Nonne wählen werde, weiß ich noch nicht. —

Ich glaube, die ehrwürdige Mutter Polyxena würde mir für ein Lied alles erlauben; sie liebt die Musik leidenschaftlich, wenn man von einer Nonne diesen Ausdruck gebrauchen dürfte. Alle Tage muß ich

gegen Abend in das Zimmer der ehrwürdigen Mutter kommen, und da begleitet sie meinen Gesang auf ihrem kleinen Claviere. Sie findet meine Stimme hübsch. Ob die ehrwürdige Mutter aber auch den alten Secretär in meine Zelle würde haben stellen lassen, wenn sie von dem Vorhandensein des Faches darin Kenntnis hätte, daran zweifle ich sehr. In dieses verborgene Fach will ich immer mein Tagebuch einschließen, es ist doch vielleicht besser, daß Niemand etwas davon weiß; die ehrwürdige Mutter würde vielleicht nichts dagegen haben, aber Schwester Sybilla ist so streng." . . .

"Also damals schon," dachte ich bei der Lectüre der vergilbten Tagebuchblätter, „damals war Sybilla schon streng — ob strenger noch als heute?“ Das Wesen, das die Zeilen geschrieben hatte, auf welchen jetzt mein Auge weilte, hätte wohl Auskunft geben können, wenn es noch lebte. Aber es war wohl lange todt! —

Ich las Blatt um Blatt; die Schreiberin erzählte alle die kleinen Ereignisse ihres einförmigen Lebens mit rührend harmloser Kindlichkeit. Keine Reflexion, keine langathmige Betrachtung unterbrach die einfachen Berichte der Thatfachen, höchstens hie und da ein kluges, ernstes oder scherzhaftes Wort. Aber aus jeder Zeile sprach ein reines, für alles Gute empfängliche Kindergemüth. Es war rührend zu lesen, wie sich das junge Mädchen nach den zwei Jahren ihres Noviziates auf die Einkleidung freute! Und endlich war der große Tag gekommen, der Schwester Cäcilia für immer mit unlöslichen Banden an das Kloster ketten sollte, der sie für ihr ganzes Leben der Freiheit beraubte!

"War das ein festlicher Tag heute," schrieb die junge Nonne am 25. Mai 1846, „und alles, alles geschah meinethwegen! Meine Eltern und Geschwister, auch Schwester Clarissa mit ihrem Manne sind schon gestern angekommen; alle waren traurig, anstatt sich zu freuen, und sogar meine Clarissa weinte! Ich habe sie damit getröstet, daß ich sehr zufrieden und glücklich sei, daß ich mir aber für eine Himmelsbraut noch nicht würdevoll genug vorkomme, und daß es mit der Sammlung, welche mir Schwester Sybilla so dringend empfehle,

zumeist schlecht bestellt sei. Ich wisse immer nicht recht, wie ich das Sammeln eigentlich anstellen sollte. Meine Schwester mußte lachen, als ich ihr das sagte, und dann erzählte sie mir von ihrem Manne, und wie gut er gegen sie sei, und von ihrem süßen, kleinen Mädchen. Sie ist so glücklich, meine Clarissa, und als ich sie so strahlend, so voll frohesten Glückes vor mir sah, da erschien mir der Beruf, den ich gewählt hatte, noch einmal so schön, ich hatte ihn ja für sie erwählt! Zum letzten Male zog ich heute ein weltliches Kleid an, mein Brautkleid aus schwerem weißen Atlas; meine Schwester half mir beim Ankleiden, und als sie den Schleier auf meinem offenen Haare befestigte, da fühlte ich wieder ihre Thränen auf meinem Haupte. „Warum weinst Du denn?“ fragte ich sie vorwurfsvoll; ihre Thränen thaten mir so weh. „Um Dein Haar, Dein schönes goldenes Haar, das heute abgeschnitten wird,“ entgegnete sie traurig, aber das war wohl nicht der eigentliche Grund. „Ich brauche ja kein langes Haar mehr unter dem Nonnenschleier,“ sagte ich scherzend, „und übrigens wächst es bald nach. Schwester Sybilla hat ganz hübsche dunkle Locken, ich habe es einmal zufällig gesehen.“

Aber als ich in der Kirche vor dem Altare stand, und der hochwürdigste Herr Bischof mir die Gelübde abnahm, als ich die kalte glatte Scheere knirschend an meinem Halse fühlte, als ich mein Haar auf den Stufen des Altars liegen sah: da durchbebte ein banger Schauer meine Seele, und ich mußte einen Augenblick die Augen schließen; es war mir, als läge ich selbst wie meine Locken dort auf den Stufen des Altars, todt, des Lebens beraubt, das Opfer eines grausamen Verhängnisses. „Muth, meine Tochter,“ flüsterte der Bischof mir leise zu, er mochte wohl gesehen haben, daß meine Wangen und meine Lippen weiß geworden waren. Ich öffnete gehorsam die Augen und versuchte, in meine Seele meine ganze frühere Freudigkeit zurückzurufen; da fiel mein Blick auf eine hohe, ernste Männergestalt, welche links vom Altare mitten unter den nächsten Angehörigen und Gästen stand. Ich kannte den Herrn

nicht, aber sein strenger misbilligender Blick, der meine Schwäche zu strafen schien, traf mich wie ein Vorwurf. Ich erröthete unter diesem Blicke und gewann sofort meine sichere Haltung wieder, umsomehr, da ich nun auch die ängstliche Miene in dem lieben Gesichte meiner Clarissa bemerkte. Meine Schwester stand nur in geringer Entfernung von dem Fremden, der aber nicht mehr auf mich, sondern unverwandt zu Boden sah.

Als die Feier in der Kirche vorüber war — sie hatte bis ein Uhr gedauert — begaben sich meine Angehörigen und alle Gäste in das Kloster, um an der festlichen Tafel theilzunehmen, welche die Feier meiner Einkleidung beschloß. Der Bischof hatte die Dispens ertheilt. Ich saß zwischen dem hochwürdigsten Herrn Bischof und der ehrwürdigen Mutter; als die eben erst geweihte Braut Christi hatte ich den Ehrenplatz erhalten. Es war eine lange glänzende Tafel; denn außer den Nonnen des Klosters und meiner Unverwandten, war der ganze reiche Adel der Umgegend geladen worden. Auch den Herrn, der in der Kirche so tadelnd meine momentane Schwäche bemerkt hatte, sah ich bei Tische. Er saß nicht weit von dem Bischofe, der ihn Graf Julian nannte und mit Aufmerksamkeiten überhäufte.

Ebenso wandte sich die ehrwürdige Mutter sehr häufig mit auszeichnender Freundlichkeit an den Grafen, der aber immer sehr knapp und präcis und immer mit dem gleichen ruhigen Ernste sprach. Nur einmal, als mich der Bischof lächelnd fragte, ob ich jetzt ruhig und glücklich sei, und ich, gottlob, aus vollster Seele „ja“ sagen konnte, schaute mich Graf Julian an. Der Bischof sprach freundlich weiter: „Es muß ein erhebendes Gefühl sein, einem Berufe anzugehören, der so rein und heilig und frei von allen Erdenschlacken ist, wie der Ihre, als sei er recht eigentlich der leuchtende Weg in den Himmel hinauf.“ Und als der Bischof schwieg, da fuhr Graf Julian, zu mir gewandt, fort: „Doppelt erhebend muß wohl das Gefühl sein, wenn man, wie Sie, einem Berufe aus freier Neigung, aus innerstem Herzenstriebe folgen kann, wenn man diesen Beruf aus eigenem

starken Willen gewählt hat und keine unabweisbare Pflicht uns daran hindert, der göttlichen Stimme in unserer Seele zu folgen. Ich beglückwünsche Sie, ehrwürdige Schwester Verena!"

Ich konnte nur befangen danken, Graf Julian mußte mich für sehr unbekannt mit den gesellschaftlichen Formen oder für sehr unbeholfen halten, aber es verwirrte mich, daß er den „starken Willen“ so sehr betonte, und dann mußte ich mich erst darauf besinnen, daß ich heute einen neuen Namen bekommen habe, daß ich, die einstige Comtesse Leonya Aranyi, die spätere Novize Cäcilia, heute die ehrwürdige Schwester Verena geworden sei.

Ich kann mich auf fast nichts mehr besinnen, was sonst noch gesprochen wurde, ich sah nur noch meine Eltern und meine Geschwister an; denn bald, bald sollte ich von ihnen Abschied nehmen, Abschied für immer! Ein mögliches zeitweiliges Sehen durch das eiserne Gitter des Sprechzimmers, was galt das meinem sehenden hangen Herzen! Und der Abschied kam — — Jetzt kann ich es wohl sagen, daß mir war, als müßte mein Herz brechen, als ich über die liebe braune Wange meines Vaters eine Thräne in den weißen Bart rollen sah, als meine theure Mutter mich fast nicht aus den Armen lassen wollte, und meine Clarissa wie besinnungslos schluchzte! — Dank Dir, Du ewiger Gott, daß Du mir die Kraft gegeben hast, diese bittere Stunde mit Muth und Fassung zu ertragen. Dank Dir, mein Gott, daß Du in jenem Augenblicke die Worte des fremden Grafen in meiner Seele auftauchen ließest, wie einen starken Ast, an den sich der Ertrinkende klammert! Ich hatte meinen Beruf aus eigenem starken Willen gewählt, und dieser selbe Willen mußte mich jetzt aufrecht halten und mich lehren, Worte des Trostes und der Erhebung, nicht für mich, nein, für die Meinen zu finden. — Wie schien sich die gute ehrwürdige Mutter Polyxena zu freuen, als sie mich so ruhig meine Lieben trösten hörte, als sie meine Theuren mit der Ueberzeugung scheiden sah, daß diejenige, welche ihnen gehört hatte, das ruhige und doch so heitere Kind, die kleine

Leona, mit der, welche sie zurückließen, der ehrwürdigen Schwester Verena, nichts mehr gemein habe; daß Name und Heimat, Freunde und Verwandte, andere, andere für sie geworden, und nur der Körper derselbe geblieben sei. In diesem Körper aber glaubten die Meinen wohne eine starke, glückliche Seele! Haben sie recht? Ach, ich frage es mich selbst jetzt, in der stillen einsamen Abendstunde, und, mein Gott, ich wage nicht zu antworten. — Glücklich?! — ich war es ja die zwei Jahre, welche ich schon im Kloster verlebte, und ich werde es gewiß wieder werden, so zufrieden, so still, so ohne Wunsch, und das ist ja Glück! Ich bin nur heute nicht ruhig genug dazu. Aber stark, nein, stark ist Schwester Verena nicht, wie wäre es denn sonst möglich, daß sie vor bitteren, bitteren Thränen jetzt nicht weiter schreiben könnte!“ — —

Ich ließ das Tagebuch sinken, meine Kerzen waren tief herabgebrannt und warfen nur flackernde Lichter auf die Blätter, ich konnte nicht weiter lesen. Mit einem tiefen Seufzer erhob ich mich und öffnete vorsichtig das verborgene Fach, um das Tagebuch Schwester Verenas wieder hinein zu bergen.

Dann löschte ich die Kerzen und stand noch lange im Dunkeln an meinem Fenster und schaute zu den glitzernden Sternen auf, als müßten diese die stummen Fragen meiner Seele beantworten. Wie war es rings ruhig und still, kein Hauch bewegte das Laub der Bäume, in tiefem ruhigen Schläfe schien der ganze Garten zu liegen, von dichten Schatten zugedeckt; kein Mondesstrahl streute silberne Lichter auf Baum und Strauch, nur die Sterne schauten in urewiger Klarheit aus dem hohen dunklen Himmel herab auf die arme, kleine Erde.

Leise, ganz leise öffnete ich das Fenster und setzte mich auf die Brüstung, indem ich mit beiden Händen das Fensterkreuz umschlang. Wehmuth, fromme Rührung zitterten mir im Herzen. Es war mir, als müsse mein theurer Vater jetzt mein gedenken in dieser schönen, ernstern Sternennacht, als hörte ich seine Stimme mich grüßen aus weiter, weiter Ferne in

dieser schönen Sternennacht! Und dann dachte ich an Schwester Berena. Vor vielen Jahren hatte sie in dem Zimmer gelebt, das ich jetzt bewohnte, vor vielen Jahren hatte sie dort an dem Schreibtische gesessen über ihr Tagebuch gebeugt und hatte niedergeschrieben, was ihr Herz bewegte, bis „bittere, bittere Thränen“ ihren Blick verdunkelten und die Feder der zitternden Hand entfaul. Vielleicht hatte an jenem 25. Mai 1846 eine Sternennacht geleuchtet wie heute, vielleicht war das arme Opfer ihres Edelmuthes damals auch an dieses Fenster getreten und hatte mit feuchten Augen zu den tausend flammenden Siegeln des Ewigen da oben aufgeblickt, und der Athem des Unendlichen, welcher solch' eine hehre Nacht durchweht, hatte die schwache Seele stark gemacht!

Was war Dein Schicksal, und wo, wo weiltest Du jetzt, Schwester Berena? Vielleicht über den lichten Sternen?!

Da rauschte es im Laube, ein leiser Windhauch bewegte die Blätter, und sachte beugten sich die Wipfel, und leise, leise, aus weiter Ferne, klang wieder jenes Lied zu mir herüber, das ich in der ersten Nacht gehört! Es war dieselbe weiche Frauenstimme, es war dieselbe klagende Melodie, dieselben bangen, langgezogenen Töne. Ich beugte mich weit vor, um zu lauschen, obgleich mich ein leichter Schauer überlief; doch nur wenige Minuten dauerte diesmal der Gesang, und dann wurde es wieder lautlos still.

Ich schloß das Fenster und suchte, fast erregter noch wie in jener ersten Nacht, mein Lager auf.

*

*

*

Der nächste Tag schien mir kein Ende nehmen zu wollen, jede Stunde wahrte mir dreifach so lange als sonst, aber ich wagte nicht, während des Tages das geheime Fach zu öffnen und in dem Tagebuch Schwester Berena's, das mein Interesse so sehr in Anspruch nahm, weiter zu lesen. So blieb mir nichts anderes übrig, als geduldig den Abend zu erwarten. Als ich zur gewohnten Stunde mich in mein Zimmer begab,

begegnete mir im Corridor die ehrwürdige Mutter Sybilla, welche einen nicht allzu kleinen, einfachen schwarzen Handkorb am Arme trug. Mir fiel das auf, da ich mir nicht denken konnte, was die ehrwürdige Mutter veranlassen mochte, höchst eigenhändig einen anscheinend recht schweren Korb in ihr Zimmer zu tragen. Trotz aller klösterlichen Demuth ließ sich die Frau Priorin von ihren Untergebenen bedienen, wie nur sonst die Herrin irgend eines adeligen Hauses. — Natürlich wagte ich keine Frage, aber die Priorin sprach mich an. „Du warst gestern Abend wieder sehr lange wach, Teresa,“ sagte sie ernst, aber nicht ungütig. „Woraus schließen Sie das, ehrwürdige Mutter,“ entgegnete ich befremdet.

„Aus den Kerzenstümpfchen, die mir Schwester Christine eben zeigte, da sie sehr besorgt darüber ist, was Du wohl den ganzen langen Abend anfangen magst,“ erwiderte die Oberin lächelnd.

„Ich habe gelesen,“ sagte ich ruhig.

„Ich dachte es mir, aber lies nicht zu viel, Teresa, das schadet nicht nur den Augen, sondern auch dem Geiste; denn es überreizt die Phantasie. Uebrigens will ich mir morgen einmal Deine Bücher ansehen.“ Ich verbeugte mich schweigend, und freute mich, daß die ehrwürdige Mutter mich nicht gefragt hatte, was ich gestern gelesen habe.

Die ehrwürdige Mutter drückte den Deckel etwas fester auf den Korb, nickte mir in ihrer ernstesten Weise einen kurzen Gruß zu und verschwand in ihrer Zelle, während ich mein kleines Zimmer, das mir schon lieb geworden war, aufsuchte. Der Gedanke an das Tagebuch Schwester Berena's drängte bald meine Verwundung über den Umstand, daß die Priorin selbst einen Korb getragen habe, und was wohl darinnen gewesen sein möge, in den Hintergrund. Wie gestern riegelte ich die Thür meiner Zelle hinter mir zu, und nahm das kleine Buch wieder aus seinem Verstecke. Dann erst zündete ich eine Kerze an, nur eine; um weiteren Fragen nach meinem langen Aufbleiben vorzubeugen, beschloß ich, von meinen beiden Kerzen abwechselnd nur eine

immer eine Stunde brennen zu lassen. Ich hatte, gottlob, gute Augen, und sah auch bei einer Kerzenflamme genug.

Ich setzte mich zu dem Pulte und sah einen Augenblick lang das schöne Bild der heiligen Cäcilia an, ich bildete mir ein, es müsse die Züge der armen Schwester Verena tragen, deren Tagebuch hier vor mir lag. Langsam schlug ich es jetzt bei der Stelle auf, bis wohin ich gestern gelesen hatte. Es waren die trüben letzten Worte an dem Einkleidungsstag der Nonne, dem 25. Mai, gewesen, welche die Seite schlossen. Die nächste Seite trug das Datum des 27. Mai. „Ich habe gestern nicht schreiben können,“ begann dieses Blatt, „ich war so sehr müde, vielleicht von den Aufregungen des vorgestrigen Tages. Heute bin ich so ruhig schon. Mein Gott, welch' ein Segen ist's doch, daß nur Stunden oft hinreichen, ein kurzes, gleichmäßiges Dahinfließen der Zeit, um den Aufruhr im Gemüthe zu dämpfen.“

Heute geht alles wieder im Kloster seinen gleichmäßigen Gang, und das ist gut so, man findet darin Halt und Sicherheit. Auch an den Musik- und Gesangsstunden nahm ich heute wieder Theil, welche den Novizinnen und den jüngeren Nonnen ertheilt werden; ich hatte den Unterricht eine Zeitlang wegen meiner Exercitien aussetzen müssen, mir hatte das Leid gethan, unser Musiklehrer Tolstoy Ferencz, oder „Palästrina Bacsi“, wie wir ihn scherzweise nennen, ist ein gar so drolliger Kauz. Schade, daß er uns nicht mehr lehren kann! Er kennt die Musik leider nur ziemlich oberflächlich, d. h. nur gerade genug, um uns eine gewisse Fertigkeit im Singen und Spielen nicht allzuschwerer Kirchenstücke beizubringen. Und ich liebe die Musik so sehr, daß ich mich gern ganz in sie vertiefen möchte; mir scheint ein rein künstlerischer Gesang ein so würdiges Mittel, den Geist zu Gott zu erheben. Ich freue mich immer, wenn ich in irgend einem Meßgesange ein Solo zu singen habe; mir ist dann oft zu Muth, als wäre ich wirklich ganz allein in der Kirche, und als schwebten die Töne hinauf zur Decke und über

mir klingend und singend wie kleine leichte Vögel zu den Füßen des Ewigen empor.

Nach der Gesangsstunde heute, bei welcher der alte Ferencz wieder schrecklich viel zankte, weil wir es ihm nicht zu Dank machen konnten, kam die ehrwürdige Mutter, mich zu einem Spaziergange durch den Garten abzuholen. Sie fragte mich, ob ich den Herrn kenne, der bei der Tafel vorgestern zur Rechten des Bischofes gesessen hatte, und als ich es verneinte, erzählte sie mir, der Herr sei der Graf Julian v. Téleti-Nagyságos und sei ein Neffe des hochwürdigsten Herrn Bischofes, und der jüngere Bruder der ehrwürdigen Schwester Sybilla, sowie auch mit ihr selbst, der ehrwürdigen Mutter, weitläufig verwandt. „Graf Julian ist erst vor Kurzem von weiten Reisen zurückgekehrt,“ erzählte die ehrwürdige Mutter Polygena weiter, „früher ist er sehr oft bei uns im Kloster gewesen; er interessirt sich sehr für daselbe, schon weil seine Schwester ihm angehört. Er ist sehr gütig gegen unseren Orden; unsere schöne wertvolle Orgel ist auch ein Geschenk von ihm.“

„Das Kloster muß stolz auf einen so reichen, wohlwollenden und einflußreichen Gönner sein. Deshalb wurde es mit der Klosterregel ihm gegenüber niemals allzu streng genommen. Uebrigens war Graf Julian selbst als jüngerer Sohn des Hauses für den geistlichen Stand bestimmt; da starb aber plötzlich der Stammhalter, und Graf Julian mußte dem Berufe entsagen, an welchem er mit großer Vorliebe hieng, um seinen Platz als nunmehr ältester männlicher Nachkomme derer von Téleti-Nagyságos an der Spitze des Hauses einzunehmen. Graf Téleti wird sich jetzt längere Zeit in der Nähe unserer Stadt aufhalten, da zwei seiner ansehnlichsten Güter unweit von hier liegen, deren Verwaltung er einer gründlichen Revision unterziehen will.“

Ich wunderte mich einigermaßen, weshalb die ehrwürdige Mutter Polygena mir das alles erzählte, aber ich fand den Grund bald heraus; wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Graf

Julian scheint der Liebling der guten Frau zu sein, deren Herz noch mit gar vielen Banden an der Welt und ihren Neuzerlichkeiten hängt; sie spricht gern von ihm, und wird nicht müde, seinen edlen Charakter, seine reine Sinnesart, seine Güte gegen seine Untergebenen zu preisen. Schwester Sybilla kam gerade dazu, als die ehrwürdige Mutter so enthusiastisch von dem Grafen Julian sprach, sie hörte still zu und sagte kein Wort, aber ich sah doch ihr dunkles Auge in freudigem Stolze aufleuchten. Sprach man doch von ihrem Bruder!“ — —

Den 30. Mai 1846.

„Heute habe ich zum ersten Male als Nonne in der Kirche gesungen. Mir war so feierlich zu Muthe, als ich beim Gloria erst das „Et in terra pax hominibus“ sang und dann die Schwestern in vollem Chore einstimmten. Ich schaute durch das Gitter unseres Chores zu dem Altare hinunter, wo ich vor so wenigen Tagen erst im weißen Brautkleide gekniet und die ewig bindenden Gelübde abgelegt hatte; und heute stand ich da oben, eine kleine stille Nonne im schwarzen Schleier! Ich meinte, dort auf den Altarstufen noch mein Haar liegen zu sehen; aber es war nur die Sonne, welche einen hellen Streifen auf den rothen Teppich zeichnete. Mein Blick suchte dann die Stelle, wo meine Clarissa gestanden hatte. Ach, ihr liebes Gesicht sah ich nicht mehr, Graf Julian stand dort, gerade so ernst und strenge, wie er bei meiner Einkleidung ausgesehen hatte, aber er sah unverwandt zu uns, zu dem Chore hinauf. Ich bildete mir ein, sein Blick tadle mich jetzt wegen meiner Zerstretheit, und renig schlug ich während der Wandlung an meine Brust. —

Vor dem Mittagmahle noch holte mich Schwester Sybilla aus meiner Zelle; ich sollte in das Musikzimmer kommen, wo wir sonst immer Unterrichts haben. Im Musikzimmer steht ein hübsches Klavier, das ich sehr häufig benütze, und eine kleine Orgel, auf der wir die Kirchensachen einstudieren. Zu meinem großen Erstaunen saß vor dem offenen Klaviere Graf Julian

und probirte leise die Tasten. Die ehrwürdige Mutter stand neben ihm, an das Klavier gelehnt. Sie kam uns in ihrer Güte ein paar Schritte entgegen, und Graf Julian stand schnell von seinem Sitze auf.

„Ich habe Sie rufen lassen, mein liebes Kind,“ sagte die ehrwürdige Mutter zu mir, „weil unser lieber Gast hier es gewünscht hat. Er hat Sie in der Kirche singen gehört und findet Ihre Stimme recht klangvoll, nur ohne gehörige Schulung. Nun, Sie wissen ja, Schwester Berena, wie sehr wir alle schon den unzulänglichen Unterricht unseres alten Tolstoy und die Unmöglichkeit einen besseren, in die schwierigen Verhältnisse passenden Lehrmeister zu finden, beklagt haben, und ich ganz besonders; denn ich liebe die Musik sehr, und ich habe immer gewünscht, Ihre Stimme, Schwester Berena, so ausbilden lassen zu können, daß sie in dem Grade, wie das bei der Biegsamkeit und Weichheit Ihrer Stimme möglich wäre, zur Ehre Gottes eine Freude der Menschen würde. Unser lieber Gast, Graf Julian Téleti, ist aber wirklich ein Künstler, und dazu ein Mensch, so recht nach dem Herzen Gottes.“ Graf Julian hob hier, wie abwehrend, ein klein wenig die Hand, doch die gute, redselige Frau Priorin ließ sich nicht stören. — „Und er hat sich erboten, fortan Ihnen, Schwester Berena, Gesangsunterricht zu ertheilen, falls der hochwürdige Herr Bischof und ich nichts dawider haben. Der hochwürdige Herr Bischof hat die Entscheidung in meine Hände gelegt, und mein Gewissen, das ich ernstlich zu Rathe gezogen habe, gestattet mir, diese Einwilligung zu ertheilen. Wir wollen ja nicht zu eitler Sinnenslust Ihre Stimme ausbilden lassen, sondern zum Lobe und Preise unseres Herrn, der Ihnen diese kostbare Gabe verliehen hat, und der nicht will, daß man das Pfund, das er uns anvertraut hat, vergräbt. Ueberdies bin ich überzeugt, Schwester Berena, daß in Ihrem Herzen niemals sündiger Hochmuth Raum haben wird, weder über die scheinbare Bevorzugung, die Sie genießen, noch darüber, daß der Herr Sie reicher gesegnet hat, als vielleicht eine Andere. Sie wissen ja, wer

viel hat, von dem wird viel gefordert.“ Die Priorin schwieg und strich mit dem Taschentuche über ihr erhitztes Gesicht, es war Mittag und obendrein ein heißer Tag, und ich hatte von der ehrwürdigen Mutter Polyxena noch niemals eine so lange Rede gehört.

Im Augenblicke kam mir die Situation sehr komisch vor, und ich mußte mit dem Lachen kämpfen, als ich trotz meiner gesenkten Lider Schwester Sybilla gerade so statuenhaft mit niedergeschlagenen Augen neben mir stehen sah, wie ich selber dastand, und sah, daß Graf Julian ebenfalls die Augen zu Boden heftete, und wie ich fühlte, daß die gute Mutter Polyxena so gerne eine Antwort von einem von uns dreien gehabt hätte. Dieser Lachreiz dauerte aber nur eine Sekunde; ich schalt mich gleich darauf innerlich wegen meines Leichtsinnes, und mit eins stieg eine heiße Angst, wie alle meine Kräfte lähmend, mir aus dem Herzen auf, schnürte mir den Hals zusammen und legte einen glühenden Reifen um meine Stirn. Ich wollte keinen Unterricht von dem ernstesten, finsternen Manne dort, um keinen Preis wollte ich von ihm etwas lernen, mit ihm verkehren. Wie ein Kind, das nicht gewöhnt ist, seine Gefühle und Empfindungen zu beherrschen, wollte ich rückhaltlos aussprechen, was mich bewegte, da schaute ich auf, und die wunderschönen Augen Schwester Sybilla's, in denen heute ein warmer Schimmer leuchtete, sahen mich fragend an. Sie schien sich ohne Zweifel sehr über das Anerbieten ihres Bruders zu freuen. Dieser Blick Schwester Sybilla's gab mir die Besinnung zurück und erinnerte mich daran, daß ich ja auch Gehorsam, willenlosen, bedingungslosen Gehorsam gelobt hatte. Ach, das alles was ich hier schreibe, die Gedanken, die durch meinen Kopf flogen, nahmen kaum die Zeit einer Minute in Anspruch.

„Und so stelle ich Ihnen denn Ihre neue Schülerin, die ehrwürdige Schwester Berena, das jüngste Mitglied unseres Ordens vor, Graf Julian Tékéi-Nagyfajos,“ sagte die milde, weiche Stimme unserer Priorin, als sie sah, daß Niemand von uns sprach, fast feierlich, und dann fügte sie mit einem heiteren Anfluge in der

Stimme, denn unsere ehrwürdige Mutter kann gar nicht lange ernst bleiben, hinzu: „Ich hoffe, Schwester Berena wird eine fleißige und gelehrige Schülerin sein, und es bleibt uns nichts übrig, als die Unterrichtszeit festzusetzen.“

Jetzt endlich sprach Graf Julian: „Ich zweifle nicht daran,“ sagte er gemessen, „daß die ehrwürdige Schwester Berena gewissenhaft die Unterrichtszeit benützen würde; aber Mater Polyxena, wir haben zu fragen vergessen, ob die ehrwürdige Schwester auch von mir unterrichtet sein will, oder ob sie aus irgend einem Grunde mein Anerbieten zurückweist, und ich bitte Sie, ehrwürdige Mutter, Schwester Berena um ihre Einwilligung zu fragen.“

Mit großen, erstaunten Augen sahen die Priorin und Schwester Sybilla den Grafen an. Eine Nonne wird niemals um ihren Willen gefragt, sie hat nichts zu thun, als ihren Oberen schweigend zu gehorchen. Graf Julian las wohl dieses Erstaunen in den Mienen der Priorin sowohl, wie in den Mienen seiner Schwester, und fügte schnell hinzu: „Ich weiß wohl, daß meine Bitte den Klostergebräuchen nicht entspricht; nichtsdestoweniger muß ich darauf bestehen. Ich will keine gezwungene Schülerin, und ich bitte die ehrwürdige Schwester Berena, rüchhaltslos ehrlich zu sein.“ Jetzt mußte ich antworten. Vor wenigen Augenblicken noch hätte ich mich aus allen Kräften gegen diese Stunde sträuben mögen, und nun auf einmal kam sie mir gar nicht mehr so schrecklich vor. Es mochte wohl sein, daß es mich so sehr freute, den Grafen nicht darauf vergessen zu sehen, daß auch die Nonne noch einen „Willen“ habe.

„Ich werde den Unterricht des Herrn Grafen mit Dank entgegennehmen,“ sagte ich daher leise mit einer tiefen Verneigung, und damit schienen alle Theile zufrieden. Nun sollte auch die Unterrichtszeit festgesetzt werden; aber der Graf erklärte, darin könne er sich nicht an eine bestimmte Stunde binden, die ehrwürdige Mutter möge ihm nur mittheilen, welche Stunden den Andachtsübungen oder sonstigen unaufschiebbaren Klosterobliegen-

heiten gewidmet seien, damit er nicht diese einmal störe. Die ehrwürdige Mutter entsprach der Aufforderung mit der größten Bereitwilligkeit, und dabei stellte sich heraus, daß ich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage und des Samstages jeden Nachmittag von zwei bis sechs Uhr bereit sein konnte, Unterricht zu erhalten. Dann sprachen Graf Julian und die Priorin noch über Musik zusammen, und endlich bat die ehrwürdige Mutter, er möge uns doch etwas vorspielen. Ohne ein Wort der Einwendung setzte der Graf sich an das offene Clavier und spielte ein wunderherrliches Stück. Es machte mir den Eindruck, als sprühte ein unsagbar blendender Strom Perlen aus dem geöffneten Himmel hernieder, dicht und dicht, bis die ganze Erde in das rosenleuchtende und doch so traumhaft milde Perlenkleid gehüllt war, und man sich weltentrückt auf die Knie warf, als schaute die entzückte Seele Engelsvisionen. Ich lauschte und lauschte noch immer fort, als der Graf schon aufstand und das Clavier schloß. Schwester Sybilla stand neben ihm, sie hatte leicht ihre Hand auf seinen Arm gelegt, wie unbewußt der Eingebung des Augenblickes folgend. Aus ihren Augen leuchtete wieder unverhüllt der zärtlichste schwesterliche Stolz. Die Oberin aber reichte dem Grafen ihre Hand: „Ich danke Ihnen,“ sagte sie bewegt, ich habe diese Töne nach zehn Jahren wieder erkannt, aber wer solch' ein Werk einmal gehört hat, kann es nie wieder vergessen.

Der Graf hatte den ersten Satz aus der Pastoral-symphonie von Ludwig Beethoven gespielt. Bald darauf empfahl sich Graf Julian von der ehrwürdigen Mutter und auch von seiner Schwester Sybilla und mir. Er versprach, wenn ihn nichts Dringendes abhalte, schon morgen mit der Stunde zu beginnen.

Es ist so schade, daß wir immer so wenig Licht bekommen; ich muß immer so bald aufhören zu schreiben, bei Tage wage ich selbst in meiner geschlossenen Zelle nicht das Tagebuch herauszunehmen, und es ist mir doch schon zur lieben unentbehrlichen Gewohnheit geworden, diesen Blättern alles anzuvertrauen, als spräche ich zu einem zweiten fühlenden Herzen, zu Dir, meine

theure Schwester Clarissa. Wenn ich einmal todt bin — aber ich werde wahrscheinlich noch lange leben, ich bin noch sehr jung und die Klosterfrauen hier werden in der Regel recht alt — wenn ich todt bin, möchte ich am liebsten, daß dieses Buch in Deine Hände käme, Clarissa, aber ich weiß nicht, ob wir Nonnen Testament machen dürfen, ich muß einmal Schwester Sybilla darüber fragen. Aber für heute, gute Nacht, Clarissa!“

Den 31. Mai.

Ich bin ein rechtes Kind gewesen, mich so sehr vor der Musikstunde zu ängstigen; die erste Stunde, die ich heute hatte, war eigentlich ganz hübsch. Ich war den ganzen Tag in einer merkwürdigen Aufregung, die ich zwar nach Kräften zu beherrschen bemüht war, aber je näher der Nachmittag rückte, desto beklommener athmete ich. Sobald ich nach Tisch fort konnte, eilte ich in meine Zelle, ich mochte um keine Sekunde früher als absolut nothwendig war, im Musiksaal erscheinen. Ich nahm ein Notenblatt, ein Kirchenlied, das mir unser alter Musiklehrer gebracht hatte, um es von mir für den Bischof abschreiben zu lassen, zur Hand, und zog sorgsam Linie auf Linie und malte die Initialen in Gold und Purpur. Ich hatte das Fenster offen, weil heute ein gar so herrlicher Frühlingstag war, und da hörte ich auf einmal durch die Klosterstille laut und energisch die Thorglocke tönen. Ich fuhr zusammen und lächelte gleich darauf über mich selbst. Das konnte ja ebenso gut irgend jemand anders sein, als Graf Téséki, den wir erwarteten. Und dann dachte ich daran, wie sehr mich meine Schwester Clarissa auslachen würde, wenn sie mich jetzt ängstlich wie ein Kind sehen könnte. Aber im Klosterleben ist der Besuch von Laien immer ein Ereigniß. Und daß ein reicher mächtiger Graf eine arme unbedeutende Nonne in Musik und Gesang unterrichten will, mag wohl geradezu unerhört sein in den Annalen eines Frauenklosters. Ich glaube auch nicht, daß es irgendwo anders gestattet worden wäre, als gerade bei uns, wo sich alle Umstände vereinigen, um — wie ich vor wenigen Stunden noch dachte — die Laune eines Cavaliers zu erfüllen. Wo hätte unsere

gute, ehrwürdige Mutter auch den Muth hergenommen, dem Neffen des Bischofs und ihrem Verwandten, dem reichen Magnaten und Gönner ihres Klosters, etwas abzuschlagen! Aber ich bin sehr froh, daß es bei dem Grafen keine Laune ist, sondern wirkliche echte Begeisterung und Liebe für die heilige Musik. Als ich also noch auf den nachhallenden Ton der Thorglocke lauschte, kam schon Schwester Sybilla mit der Botschaft, daß Graf Julian im Musikzimmer warte. Als ich mit ihr eintrat, war auch die ehrwürdige Mutter da. Der Graf grüßte nur sehr verbindlich und begann sofort seinen Unterricht, indem er den Umfang meiner Stimme prüfte, und mich so oft die Tonleiter singen ließ, als ob ich noch niemals Scalen geübt hätte.

Ich war natürlich sehr befangen; bei den ersten Tönen wagte ich kaum den Mund zu öffnen, trotzdem der Graf immer wiederholte, daß diese durch die Zähne gepreßten Töne abscheulich klingen und endlich ungeduldig ausrief, „ich möge doch kein solches Kind sein!“ Da mußte ich lachen, und nun gieng es wirklich ganz gut, und der Graf schien auch ziemlich zufrieden zu sein, obgleich er nichts sagte. Er hatte einen kleinen, sehr einfachen alten Choral mitgebracht, der zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von dem Capellmeister Maximilian I., Isak, componiert worden ist: „Nun ruhen alle Wälder.“ Ich mußte den Choral vom Blatte singen, was bei der überaus einfachen Melodie nicht schwer war, dann aber sang der Graf die Tenorpartie zu dem vierstimmigen Satz des Chorals, und das klang prachtvoll. Ich war sehr überrascht, denn ich wußte nicht, daß Graf Tékéli auch singe. Er hat eine sehr schöne Stimme. Nach dem Choral schloß der Herr Graf die Stunde, er war wohl länger als eine Stunde dagewesen; aber uns allen war die Zeit sehr rasch vergangen. Ich hätte gern um den Choral gebeten, doch wagte ich es nicht, aber der Graf schien meinen Wunsch zu errathen, freundlich fragte er mich, ob ich mir diese alte Composition abschreiben wolle, und ich bejahte es natürlich mit Dank. Die ehrwürdige Mutter und die Schwester Sybilla sind während

der ganzen Zeit dageblieben, es gefiel ihnen wohl auch so gut wie mir. —

Da verlöscht schon wieder mein Licht, es ist recht schade, daß ich heute nicht weiter schreiben kann, ich könnte die ganze Nacht aufbleiben. — Graf Julian sagte beim Fortgehen, daß er erst in drei Tagen wiederkommen könne.“ —

4. Juni.

Nun bin ich wirklich während dieser drei Tage nicht zum Schreiben gekommen. Die Stickerei zu dem großen Betstuhle, welcher zum Namenstage des hochwürdigsten Herrn Bischofes bestimmt ist, mußte absolut gestern fertig werden, um noch zu rechter Zeit zum Tapezierer zu kommen, da mußte ich denn eifrig helfen. Am 18. dieses Monates ist der Namenstag. In unserer Klosterkirche soll ein feierliches Hochamt abgehalten werden, und heute brachte Graf Julian das Benedictus mit, in welchem ich nach der Wandlung ein Solo singen soll. Wir begannen heute gleich mit dem Einstudieren. Bei uns im Klosterhause wird dem hohen Namenstage zu Ehren auch ein kleines Fest gefeiert werden. Der hochwürdige Herr Bischof erhält die Einladung, nach dem Hochamte in das Kloster zu kommen, da wird ihn ein Chorgesang der Schwestern begrüßen, dann soll Schwester Sybilla eine Ansprache halten und das Geschenk überreichen, und schließlich sollten alle Schwestern wieder ein Lied singen. Aber Graf Julian hat heute dieses Programm geändert, indem er vor dem Schlußchor noch von mir ein Lied mit Chorbegleitung will singen lassen. Das soll nun auch noch einstudiert werden, und ich muß sehr fleißig sein. Graf Julian will bis zum Namensfeste seines Oheims jeden zweiten Tag zu uns kommen, um mit uns alles einzustudieren und um alles zu leiten. Der Graf ist ein Musikenthusiast, der am liebsten die Welt mit Musik überfluthen möchte. Die Stunde war heute wieder sehr hübsch, aber der Graf blieb nicht so lange, wie das erste Mal. Als ich ihm den Choral zurückgab, fragte mich Graf Teléki, ob ich denselben schon abgeschrieben habe, und verlangte auf meine

bejahende Antwort die Noten zu sehen. „Sie haben ja kaligraphische Kunststücke gemacht,“ sagte er lächelnd, als er das Blatt besah. „Wenn Sie nichts dagegen haben, lasse ich Ihnen mein Original da und nehme mir Ihre Copie mit. Ich liebe so hübsch geschriebene Noten, und meine Notenschrift ist oft kaum von mir selbst zu lesen.“

Ich wußte nicht, was ich erwidern sollte; so gern ich von Herzen „ja“ gesagt hätte, so war ich doch nicht sicher, ob die ehrwürdige Mutter darin nicht einen Verstoß gegen die Klostersitte erblicken würde. Die gute Frau Priorin nahm aber zum Glück mein Schweigen sehr übel. „Die ehrwürdige Schwester Berena wird sich sehr freuen, Ihnen, Herr Graf, dienen zu können,“ sagte sie ziemlich scharf betont. „Bringen oder schicken Sie nur alle Musikstücke zu uns, die Sie gern abgeschrieben haben möchten; Schwester Berena wird sich ein Vergnügen daraus machen, sie zu copieren.“

Der Graf sah mich so ernst fragend an, als verlangte er von mir eine ausdrückliche Bestätigung der Worte unserer Priorin. Mir schien es drollig, daß er einer geringfügigen Sache wegen ein so ernstes Gesicht machte, darüber mußte ich lächeln, und damit schien Graf Julian zufrieden zu sein. Wir sangen dann sehr fleißig; der Graf ist ein strenger Lehrer, nicht die geringste Unachtsamkeit läßt er ungerügt, aber seine Strenge thut nicht weh. Wenn der Graf nur wirklich recht viel Noten für mich zum abschreiben brächte, ich würde sie sehr gern copieren.

19. Juni.

Wie lange habe ich nicht geschrieben! Mir ist fast, als müßtest du, mein liebes Tagebuch, mir zürnen, daß ich dich vernachlässigte. Wenn man in solcher Einsamkeit und Monotonie lebt, wie wir im Kloster, so gewöhnt man sich bald, den leblosen Dingen unserer Umgebung, mit denen man Tag für Tag allein ist, Gefühl und Empfindung anzudichten.—Ich war von den Festvorbereitungen jeden Abend so müde, daß ich immer gern mein Lager aufgesucht habe. Es gab auch nicht beson-

ders viel zu schreiben. Wir hatten endlos lange Gesangsproben, die Graf Julian mit unermüdllicher Geduld leitete, und mir gab er immer noch eine besondere Unterrichtsstunde. Der Gesang während des Hochamtes am Namensfeste des hochwürdigen Herrn Bischofes war aber auch sehr schön, und alles gieng prächtig zusammen, auch im Musiksaale, wo dem Herrn Bischofe dann gratuliert wurde.

Der hochwürdige Herr dankte auf's herzlichste allen Anwesenden. „Sie, meine Tochter, singen wirklich sehr hübsch,“ sagte er gütig zu mir, „wie ein Engel aus den himmlischen Heerscharen. Ich möchte Sie gern recht oft hören.“ Ich küßte die Hand des hochwürdigen Bischofes, die er mir so väterlich bot. Graf Julian scheint aber immer zu fürchten, daß ich irgend eine Ungeschicklichkeit oder einen Mißgriff begehe, weil sein Blick mir so häufig forschend folgt; und dieses Gefühl macht mich noch schüchterner, als ich ohnehin schon bin. Mein Gott, gar so unbekannt mit den Formen des gesellschaftlichen Verkehrs bin ich ja doch nicht und auch kein halberwachsenes Mädchen, bei dem die „Verstöße“ an der Tagesordnung sind.

Die Scheu, welche ich anfangs dem Grafen gegenüber empfand, habe ich ganz verloren, ich kann prächtig mit ihm plaudern, das heißt mit ihm plaudern, das heißt mit ihm eigentlich nicht; denn er spricht im allgemeinen sehr wenig, aber er versteht es ausgezeichnet, seine Fragen so einzurichten, daß man immer eine längere Antwort geben muß. Unlängst fand ich sogar den Muth, ihm zu widersprechen. Er behauptete, daß niemals ein Frauengeist im Stande wäre, ein Werk wie die „Eroika“ Beethovens zu schaffen.

Und ich erwiderte, daß man zu einer solchen Behauptung wohl kaum das Recht habe, so lange man in geistiger Hinsicht Knaben und Mädchen so ungleich erziehe. „Meine Schwester Clarissa,“ sagte ich ihm, „wünschte z. B. Unterricht in der Harmonielehre, wie mein Bruder erhielt, und man verweigerte ihn nur aus dem Grunde, weil sie ein Mädchen war“. Wir ereiferten

uns beide über den Gegenstand, bis die Priorin mir Schweigen gebot, sie sagte, meine Ideen seien gar nicht klösterlich. „Nein, gar nicht klösterlich,“ wiederholte Graf Julian mit eigenthümlicher Betonung, so, als ob er sehr erstaunt wäre, und erzählte der Priorin gleich darauf einen recht gleichgültigen Vorfall auf seinem Gute. Für die abgeschriebenen Notizen dankte er mir sehr freundlich und versprach, mir neuen Arbeitsstoff zu bringen, nur solle ich mir keine so große Mühe geben. Er wollte mir gar nicht glauben, daß mir das Abschreiben keine Mühe mache.

30. Juni.

Wie leicht man sich doch an etwas gewöhnt, und wie schwer man etwas Gewohntes vermißt! Der Graf ist vierzehn Tage in Geschäftsangelegenheiten verreist, und mir ist schon recht bange nach den Stunden. Am 24. dieses Monates kam anstatt des Grafen selber nur ein kleines Billet an die ehrwürdige Mutter, worin mein guter Lehrer erklärte, daß er gezwungen sei, nach Wien zu fahren und daher den Unterricht leider für einige Tage aussetzen müsse. Die ehrwürdige Mutter gab mir das Billet zu lesen, und da sie es nicht zurückverlangte, behielt ich es; denn obgleich von mir kein Wort darin steht, ist mir doch, als wäre es an mich gerichtet. — Das kleine Wörtchen „leider“ in den knappen Zeilen freut mich; ich weiß nicht recht weshalb.

8. Juli.

Der Graf ist heute früh von seiner Reise zurückgekehrt, und schon heute Nachmittag kam er in die Stunde. Ich bin recht froh, daß der Musikunterricht wieder beginnt. Der Graf ist ein sehr guter Lehrer, ich fühle, daß meine Stimme durch seinen Unterricht bedeutend gewonnen hat. Als die Schwester Christine mich zur Stunde in's Musikzimmer rief, war ich sehr überrascht, den Grafen allein zu finden. Ich zögerte einzutreten, aber Graf Julian kam mir bis zur Thür entgegen, und theilte mir mit, daß die ehrwürdige Mutter nur für einen Augenblick abgerufen worden sei und gleich wieder erscheinen würde. Es wäre thö-

richt gewesen, jetzt noch umzukehren, und so nahm ich denn ruhig meinen gewöhnlichen Platz neben dem Klaviere wieder ein, auf die Gefahr hin, von der ehrwürdigen Mutter scharf getadelt zu werden, daß ich das Gebot übertrete, niemals allein mit einer Person, welche nicht dem Orden angehört, zu sprechen, es sei denn durch das Sprachgitter.

Ich schlug die Noten auf und stellte sie zurecht. Dann blickte ich auf, um zu fragen, ob es dem Herrn Grafen jetzt gefällig sei, anzufangen. Da sah ich, daß er mir lächelnd, wie belustigt von meiner Geschäftigkeit, zugehört hatte.

„Sie müssen sich sehr gefreut haben, daß Sie so lange Ferien hatten,“ sagte er halblaut mit gutmüthigem Spotte.

„Warum,“ fragte ich unsicher, ich konnte mir nicht denken, was er meinte.

„Weil Sie mir nicht das kleinste Wort des Willkommens gesagt haben, und ich habe mich schon so sehr auf die Stunde gefreut, die Sie wahrscheinlich mit Unlust erwarteten.“

„Sie haben sehr Unrecht, das zu denken,“ entgegnete ich eifrig — ich mußte mich doch vertheidigen — „ich freute mich gewiß mehr als Sie, und entbehrte die angenehme Abwechslung in unserer Kloistereinförmigkeit sicher in höherem Grade wie Sie.“

„Richtig, Schwester Verena,“ entgegnete er ernsthaft, „an die Abwechslung und an die Kloistereinförmigkeit habe ich nicht gedacht; aber deshalb bin ich nicht weniger berechtigt, von meiner Schülerin einen Willkommengruß zu fordern.“ Er bot mir dabei die Hand, und mir blieb natürlich nichts anderes übrig, als sie zu ergreifen. „Seien Sie willkommen,“ sagte ich halblaut.

„Ich danke Ihnen, Schwester Verena,“ entgegnete Graf Julian lebhaft, „obgleich das ängstliche Zucken Ihrer Hand mir sagt, daß dieses „Willkommen“ ein sehr unfreiwilliges ist. Mir thut es leid, daß Sie in mir noch immer einen Fremden und nicht Ihren wohlmeinenden Lehrer und Freund sehen.“

Ich entzog ihm befangen meine Hand und schwieg. Graf Julian aber setzte sich zum Klaviere und spielte einige prachtvolle Läufe.

Doch nach wenigen Sekunden fuhr er beinahe ärgerlich fort: „Ja, wenn Sie so beharrlich in Ihrer abscheulichen Klostersitte die Augen niederschlagen, dann kann ich nicht einmal an Ihrem Blicke erkennen, ob Sie damit einverstanden sind, daß ich mich Ihren wohlmeinenden Freund nenne?“ Doch ohne meine Antwort abzuwarten, schlug der Graf wieder ein paar volle Accorde an. „Das ist der sogenannte authentische Schluß,“ sagte er in unbefangenen belehrendem Tone, Sie müssen ihn ja schon bei Ihrem Lehrer gehört haben — ich werde diese Cadenz noch einmal spielen, haben Sie die Güte, mir die einzelnen Töne und ihre Verbindung zu nennen.“ Ich sah den Grafen ganz erstaunt an, aber als er sich jetzt ein wenig erhob und ehrerbietig das Haupt neigte, da wandte ich mich um und sah hinter mir lächelnd und gutmüthig die ehrwürdige Mutter Polyxena stehen, die ganz leise eingetreten war, um den Unterricht nicht zu stören. Ich hatte sie nicht gehört, aber Graf Julian mußte sie bemerkt haben. Der schien jedoch heute keine besondere Lust zu haben, mich zu unterrichten; denn er sprach sehr viel mit der Priorin von einem seiner Lieblingsthemen, der Blumenzucht. Die ehrwürdige Mutter erwähnte, daß ich die Rosen besonders liebe, vor allem die purpurschwarzen Sammtrosen, und daß sie voriges Jahr für mich habe ein kleines Stämmchen kommen lassen, das solche Rosen tragen sollte, und wie dieses Stämmchen trotz meiner sorgfältigen Pflege eingegangen sei. Ich fühlte mich sehr unbehaglich bei den Mittheilungen der ehrwürdigen Mutter, wozu sie nur solche Kleinigkeiten erzählte. —

6. Juli.

Heute brachte ein Diener des Grafen für die ehrwürdige Mutter einen Strauß der schönsten purpurschwarzen Rosen. Zu meiner Freude stellte sie den Strauß im Musiksaale auf.

12. Juli.

Wie bin ich heute erschrocken! Ich copierte ein Kirchenlied, welches Graf Julian gedichtet und componiert hat. Wie ich eben sorgfältig Wort für Wort den Text abschreibe, lese ich plötzlich mitten im Verse in derselben Schrift die Worte: „Haben Ihnen die Rosen eine kleine Freude bereitet?“ und dann kam die andere Hälfte des frommen Spruches. Ich weiß nicht, was ich davon denken soll. Er schickte doch die Rosen der ehrwürdigen Mutter, und sie dankte so wortreich dafür!

27. Juli.

Ich fange an, nachlässig zu werden. Seit mehr als vierzehn Tagen habe ich nichts geschrieben, es gibt freilich nicht viel zu berichten. Der Graf kam in den letzten beiden Wochen nur einmal in die Stunde, er habe so sehr viel zu thun, sagte er neulich, als Schwester Sybilla ihn um den Grund fragte. Ich möchte am liebsten alle Tage Stunde haben, aber ich kann mir wohl denken, daß der Graf gar vielseitig von den Verpflichtungen, die er gegen die Welt hat, in Anspruch genommen wird, und einmal wird ja die Gesangstunde wohl ganz aufhören müssen; mein Gott, ich fürchte mich vor dem Tage. —

Wie herzlich und gut Graf Julian ist, wie voll Theilnahme gegen die schüchterne kleine Nonne; mir wird recht bange sein, wenn er nicht mehr herkommen wird. Ich wünschte, er wäre mein Bruder, und ich dürfte ihm einmal so recht herzlich für alle seine Güte danken. Es muß etwas Schönes sein, einen älteren Bruder zu haben, zu dem man so recht vertrauend aufschauen kann. Meine beiden Brüder sind viel jünger, als ich. Aber es gibt freilich auch Augenblicke, wo mir der Graf ganz unverständlich wird, z. B. als ich ihm in der letzten Stunde die Abschrift des Kirchenliedes gab, las er sofort aufmerksam den Text. „Sie haben etwas übersehen, Schwester Verena,“ sagte er dann und schaute mich forschend an. „Ich hatte den Text erweitert und finde jetzt die betreffende Stelle nicht in der Abschrift.“ Ich verstand natürlich sofort,

was er meinte, und mir stand fast das Herz still über diese Kühnheit, umso mehr, da die ehrwürdige Mutter aufmerksam wurde. „Wie, Schwester Berena,“ rief sie verwundert, „Sie, die Sorgfalt selbst, haben einmal etwas übersehen; da sind Sie gewiß schläfrig gewesen, und werden Ihren guten Lehrer wohl durch eine neue Abschrift versöhnen müssen.“

„Das ist nicht nöthig,“ fiel der Graf ruhig ein, „ich möchte nur wissen, ob Schwester Berena wirklich diese Textergänzung übersehen hat?“

„Nein,“ antwortete ich zagend, „aber ich hielt es nicht für nöthig, diese Stelle abzuschreiben.“

„Dann mag's so bleiben,“ entgegnete er gleichmüthig, und während die ehrwürdige Mutter mir empfahl, ein andermal sorgsamer zu sein, spielte der Graf den Introitus zur „Missa solemnis.“ Er schien meine Antwort recht übel genommen zu haben; denn er sprach die ganze Stunde kein Wort mehr mit mir. Mir that es sehr weh, da ich ja seine gütige Absicht, mir das einsame Klosterleben zu verschönern, nicht verkannte, und ich nur aus Verlegenheit eine Antwort gab, die zurückweisend geklungen haben mag. Ich schrieb noch an demselben Abend auf ein Blättchen: „Dank für die Rosen, die duftenden, rothen — ob auch mir nicht geboten. Dank für die Worte, die freundlichen, klaren, — sie will treu ich bewahren.“ Ich legte das Blatt in ein Notenheft mit Gesangsübungen, welches ich dem Grafen in der nächsten Stunde gab. Er legte das Heft achtlos auf das Klavier, mußte aber durch meine ängstliche Miene aufmerksam geworden sein; denn im Momente nahm er das Buch wieder auf und durchblätterte es, bis er meine Zeilen fand. Er warf einen raschen Blick zu der ehrwürdigen Mutter hinüber, die aber momentan in ihre Häkelarbeit vertieft war, und nahm dann ganz ohne Hast das Blättchen heraus und steckte es, nachdem er den Vers gelesen hatte, gelassen zu sich. Da blickte die ehrwürdige Mutter auf, und Graf Julian bat mich die „G“-Scala zu singen. Während ich sang, nickte

er mir einmal freundlich zu, und ich wußte, daß dieses Lächeln der Dank für meine Zeilen sei."

Wieder mußte ich das Tagebuch der armen Schwester Berena schließen, es war tief in der Nacht. Ich suchte mein Lager auf, nicht ohne vorher einen Blick in den Garten gethan zu haben. Heute blieb aber alles still, nur das Hofthor hörte ich vorsichtig schließen, zu erkennen vermochte ich nichts.

III.

Am andern Morgen schrieb ich an meinen theuren Vater. Von dem geheimen Fache und dem Tagebuche, welches ich in dem Secretär entdeckt hatte, wagte ich allerdings in dem Briefe nichts zu erwähnen, aber ich erzählte meinem Vater, daß ich neulich ganz lebhaft von Onkel Julian geträumt hatte, und seitdem so oft an ihn denken müsse. Schließlich fragte ich in meinem Briefe, ob mir mein Vater sagen könne, was aus Onkel Julian geworden sei, und wo er sich jetzt eigentlich aufhalte.

Nachmittags gieng ich in den Garten, trotzdem wir trübes und unfreundliches Wetter hatten. Ich kam an einem Gemüsebeete vorüber und fand dort Schwester Hedwig beschäftigt, die Raupen von den Kohlblättern zu lesen. Als ich die Novize ansprach, sah ich, daß ihr hübsches Gesichtchen ganz blaß und von Thränen überströmt war.

"Mein Gott, was ist denn geschehen?" fragte ich sie erschreckt. "Ich bin sehr thöricht," gab sie mit zuckenden Lippen zur Antwort. "Ich fürchte mich so sehr vor den Raupen, d. h. sie flößen mir einen so unüberwindlichen Abscheu ein; und weil das die Frau Priorin weiß, muß ich den Kohl abraupen, denn die ehrwürdige Mutter sagt, eine Nonne muß sich vor allem beherrschen können und darf sich in der Erfüllung ihrer Pflicht nie von ihren Neigungen oder Abneigungen beeinflussen lassen."

"Da hat die ehrwürdige Mutter sehr recht," erwiderte ich ernsthaft, während ich die Priorin im Herzen sehr grausam nannte. "Jeder Mensch muß lernen,